

Annette Dufner

Ein Konsequentialismus mit subjektivem Entscheidungskriterium

Kommentar zu *From Value to Rightness*

Eine besonders einschlägige Kritik an utilitaristischen und konsequentialistischen Moraltheorien besagt, dass sie überfordernd sind. Der epistemischen Variante dieser Kritik zufolge ist es überfordernd, wenn man grundsätzlich herausfinden muss, welche der eigenen Handlungsmöglichkeiten das Gute auf die bestmögliche Weise befördern würde. Eine besonders einschlägige Zuspitzung dieser Sorge wurde von James Lenman vorgebracht, demzufolge es nicht nur schwierig ist, Handlungsfolgen abzuschätzen, sondern regelmäßig unmöglich. Der Grund dafür ist laut Lenman, dass wir schlicht ahnungslos sind, welche Folgen eine Handlung haben wird – besonders in der fernen Zukunft nach langen und sehr komplexen Kausalketten.¹ In *From Value to Rightness* verteidigt Vuko Andrić einen Handlungskonsequentialismus mit subjektivem Entscheidungskriterium, der diesen Vorwürfen entgegen soll. Dieser Position zufolge sollen Handelnde auf Grundlage derjenigen Handlungsfolgen entscheiden, mit deren Eintreten sie vernünftigerweise rechnen können und nicht auf Grundlage der tatsächlich eintretenden Folgen.

Das Buch bietet auf Grundlage aktueller Literatur eine Fülle an beeindruckenden und teils kleinschrittigen Argumenten zugunsten eines solchen subjektiven Hinweis-Konsequentialismus. Der verteidigten Position zufolge sollte man stets so handeln, dass man von der gewählten Option mit guten Gründen annehmen kann, dass sie richtigmachende Eigenschaften in Sinne der Moraltheorie aufweist. Im Rahmen einer konsequentialistischen Moraltheorie würde das bedeuten, dass man gute Gründe dafür haben muss, davon ausgehen zu können, dass die Handlung besonders gute Folgen haben wird. Wenn einem keine ausreichend überzeugenden Hinweise auf richtigmachende Eigenschaften vorliegen, dann sollte man zumindest eine Option wählen, von der man mit guten Gründen annehmen kann, dass sie keine falschmachenden Eigenschaften hat. Und wenn auch hierfür nicht genügend Hinweise vorliegen, so darf man arbiträr entscheiden (FVR 31–34).

Im Gegensatz zu einer von Fred Feldman diskutierten Variante eines subjektiven Entscheidungskriteriums² verlangt die hier verteidigte Version dabei nicht, dass man buchstäblich für alle existierenden Handlungsalternativen festlegen

¹ Lenman, James 2000: *Consequentialism and Cluelessness*, in: *Philosophy and Public Affairs* 29(4), 342–370.

² Feldman, Fred 2012: *True and Useful. On the Structure of a Two Level Normative Theory*, in: *Utilitas* 24(2), 151–171.

muss, mit welchen genauen Folgen man rechnet, bevor man entscheiden darf. Wie die Feldman-Variante schnell errahnen lässt, können nämlich auch subjektive Formen des Konsequentialismus epistemisch überfordernd sein. Die von Andrić verteidigte Version stellt – in expliziter Abgrenzung hiervon – lediglich die sehr viel weniger anspruchsvolle Forderung, nach Möglichkeit *irgendeine* Handlung mit richtigmachenden Eigenschaften oder zumindest ohne falschmachende Eigenschaften zu wählen (FVR 31–34).

Eine interessante Implikation dieser Konstruktion besteht darin, dass sie in gewisser Weise den Unterschied zwischen maximierenden Formen des Konsequentialismus und solchen, die das Gute lediglich *in ausreichendem Maße* befördern möchten (mitunter bezeichnet als „satisficing consequentialism“) unterläuft. Denn es muss im Rahmen dieses Vorschlags gar nicht immer diejenige Option gewählt werden, die die Güte der Folgen voraussichtlich maximiert, sondern lediglich eine Option, von der man das nicht mit guten Gründen ausschließen kann. Durch diese pragmatische, epistemische Vereinfachung wird sozusagen in Kauf genommen, dass man dem etwaigen Maximierungsgebot regelmäßig nur in hinreichendem Maße entsprechen wird.

Vermutlich könnte man argumentieren, dass es lediglich die Entscheidungsprozedur sei, die diesen pragmatischen Abschlag mache, die Moraltheorie selbst jedoch weiterhin eine Maximierung als die richtigmachende Eigenschaft von individuellen Handlungen deklarieren könnte. Dies würde jedoch bedeuten, dass die Entscheidungsprozedur regelmäßig etwas raten würde, das der Moraltheorie inhaltlich zuwiderläuft. Die Entscheidungsprozedur würde raten: ‚Du sollst gar nicht übermäßig beflissen diejenige Handlung suchen, von der Du annehmen kannst, dass sie das Gute maximiert (denn das ist zu aufwendig und überfordernd); sei stattdessen zufrieden mit *irgendeiner* derjenigen Handlungen, bei denen Du diese Eigenschaft annehmen oder zumindest nicht glatteraus ausschließen kannst.‘ Bedeutet das nicht, dass die vorgeschlagene Entscheidungsprozedur besser zu einer konsequentialistischen Moraltheorie passen würde, die nur verlangt, das Gute in hinreichendem Maße zu befördernden? Denn dann würde die geschilderte Diskrepanz ja gar nicht entstehen. Anders gefragt: Warum sollte man pragmatische, epistemische Beschränkungen nicht besser gleich in die Moraltheorie einbauen? Wenn man das nicht tut, ist die Moraltheorie *als solche* schließlich immer noch überfordernd. Lediglich die Entscheidungsprozedur ist es nicht.

Ich glaube übrigens nicht, dass es notwendigerweise ein Nachteil wäre, im Rahmen eines Konsequentialismus vom (epistemisch möglicherweise überfordernden) Maximierungsgebot Abstand zu nehmen. Möglicherweise wäre es ein Vorteil. Das Maximierungsgebot kann man bekanntlich aus verschiedensten Gründen für problematisch halten. Insbesondere in einem Konsequentialismus mit multiplen zu befördernden Gütern impliziert es beispielsweise auch, dass alle diese Güter auf derselben Skala verglichen werden können – eine Annahme, die vielleicht eher problematisch als hilfreich ist. Denn wenn sie erfüllt ist, kann man ja auch gleich einen Utilitarismus mit nur einem zu befördernden Gut

wählen, nämlich demjenigen, das den gemeinsamen Bewertungsmaßstab bereitstellt. Insofern sind maximierende Formen des Konsequentialismus vermutlich ohnehin fragwürdig.

Etwaige Abhängigkeitsbeziehungen zwischen dem Inhalt der Moralthorie und dem Inhalt der Entscheidungsprozedur werfen aber auch noch eine weitere Frage auf. Die Frage besteht darin, ob man nicht vielleicht auch die Probleme der in diesem Buch kritisierten *objektiven* Entscheidungsprozeduren mit Anpassungen der Moralthorie beseitigen könnte. Wie Andrić sehr eingängig illustriert, liegt das Hauptproblem einer objektiven Entscheidungsprozedur darin, dass die Handelnden nur selten (oder Lenman folgend: gar nie) erkennen können, welche Folgen eine Handlung *tatsächlich* haben wird. Dafür wäre schließlich eine ex post-Perspektive vonnöten, die zum Entscheidungszeitpunkt noch gar nicht vorhanden sein kann. Dieses Problem der objektiven Entscheidungsprozeduren, so Andrić, lässt sich angeblich auch nicht dadurch aus der Welt schaffen, dass man die Moralthorie modifiziert. Die Modifikation, an die er dabei denkt, besteht darin, die Moralthorie mit einer Wahrscheinlichkeitsaussage anzureichern, derzufolge bloße Wahrscheinlichkeiten von guten Folgen *an sich bereits* richtigmachende Eigenschaften einer Handlungsoption sind. Die Moralthorie würde dann als besagen, dass es richtig ist, wenn eine Handlung gewählt wird, deren Wahrscheinlichkeit, das Gute zu befördern, hoch ist. Und sie würde besagen, dass es falsch wäre, eine Handlung zu tätigen, deren Wahrscheinlichkeit hoch ist, dass sie die Welt schlechter macht.

Doch wie Andrić schreibt, würde diese Anpassung der Moralthorie dazu führen, dass die Theorie uns nur noch *pro tanto* sagen würde, wann eine Option die richtigmachende Eigenschaft hat (FVR 39). Vermutlich ist damit gemeint, dass uns die Moralthorie dann nur noch sagen würde, ob eine Handlung in der *einen* Hinsicht (nämlich hinsichtlich ihrer Wahrscheinlichkeiten) richtig ist, nicht aber, ob sie auch in einer anderen Hinsicht (nämlich hinsichtlich der Folgen, die sie zeitigen wird) richtig ist. Doch diese Überlegung erscheint verkehrt. Denn im Rahmen einer solchen Moralthorie wäre dann ja einfach grundsätzlich der Fall, dass diejenige Option richtig wäre, die die entsprechenden Wahrscheinlichkeiten aufweist. Was am Ende *de facto* dabei herauskommt, wäre ja gerade nicht mehr entscheidend. Treffender wäre es vielleicht gewesen, zu kritisieren, dass eine solche Moralthorie stark an eine subjektive Entscheidungsprozedur heranrückt und insofern ein relevantes Zugeständnis an das subjektivistische Projekt darstellt.³ Anders gesagt: Unter dem Strich dürfte Andrić bezüglich des Nachteils der objektiven Theorie also recht haben, aber der Grund dafür, warum er recht hat, könnte ein anderer sein als derjenige, den er an der genannten Stelle selbst angenommen hat.

³ Auch Wahrscheinlichkeiten haben entweder einen subjektiven (besser: epistemischen) oder einen objektiven (besser: nicht-epistemischen) Charakter. Und die Reparaturmaßnahme an der Moralthorie würde hier ja nur dann den gewünschten Erfolg zeitigen, wenn sie von subjektiven Wahrscheinlichkeiten ausginge.